



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der verstorbene Vladyka von Montenegro.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

„Werth?“ fragt der Inspector, der nach einem scharfen Blick auf den Knaben gleich die wichtige Seite der Klage erfäßt.

„Den Werth, Sir? Gut, Sir. Ich will sagen, acht Pence. Aber, Sir! heut' Nacht, Sir, gerade wie ich abschließen will, hör' ich, wie eine zweite Scheibe zum Teufel geht. Ich nicht faul, Sir, schau hinaus, Sir, da rennt dieselbe kleine nixnuzige Creatur davon. Ich ihm nach, Sir, derwisch' ihn, Sir, und liefer' ihn an die Constablers ab, Sir.“

Der Junge zeigt nicht die geringste Furcht oder Verlegenheit. Nicht einmal ein Zucken seiner schwarzen Augen, nennt auf Begehren seinen Namen und seine Wohnung so bündig und geschäftsmäßig, als wenn ihm dergleichen täglich vorkäme, und folgt dem Policeman eben so resignirt in den seitlichen Holzverschlag, das provisorische Gefängniß.

„Ein so junges Kind, und schon ein ausgelernter Dieb!“

„O, das sind die traurigsten Fälle, die uns vorkommen,“ bemerkte der Inspector. „Es werden uns durch's Jahr an fünf- bis sechstausend Kinder zugeführt, theils solche, die sich verirrt haben, theils als Gefangene. Verbrechen unter Kindern und deren Vorläufer: Vernachlässigung durch die Aeltern, sind im Zunehmen begriffen. Diese Wahrheit können Sie auf allen unsren Stationen bestätigt hören.“

### Der verstorbene Bladyka von Montenegro.

Der Tod des interessanten Mannes, welcher den Grenzboten bereits öfters Veranlassung gab, die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf die Zustände der westlichen Türkei und Dalmatiens zu lenken, hat die Redaction bewogen, von einem ihrer slavischen Freunde eine Charakteristik seiner Schriftstellerthätigkeit zu erbitten, welche Dieser, ein persönlicher Freund des Verstorbenen und mit allen Verhältnissen der Felsenburg Montenegro vertraut, zu geben vorzüglich befähigt ist.

Wir Deutsche haben den kriegerischen Bischof mit Handjar und langer Feuersteinflinte nur aus Zeitungsnachrichten als unruhigen Nachbar der Oestreicher und Türken, oder wenn wir in jenen Gegenden reisten, als gastfreien und liebenswürdigen Wirth in seiner wilden Umgebung kennen gelernt. Wenn er hier als Dichter eingeführt wird, so mag es uns, den kritischen, wol frei stehen, das Lob nüchtern zu fassen, welches der serbische Nachbar und Freund ihm mit ganzer Seele zutheilt. Es wird genug übrig bleiben, um uns das seltsame Erdenloos dieses Sterblichen bedentfam zu machen. Wir lassen unsren Correspondenten sprechen:

„Der Mann, dessen Andenken diese Skizze gewidmet ist, war eine so

interessante politische Erscheinung, daß eine getreue Darstellung seiner Bildungsgeschichte und seines Geisteslebens schon dadurch gerechtfertigt wäre; sie wird aber noch bedeutamer durch den Umstand, daß sich in ihm der geistige Kampf des Slaventhums mit den Culturelementen des Westens an einer hochbegabten Persönlichkeit darstellt, die, begeistert für die geistigen Errungenschaften der heutigen Menschheit, dieselben in sich aufzunehmen versuchte, ohne dabei das Wesen seines eigenen Volkes irgendwie zu verläugnen.

Es ist ein eigenthümliches Geschick um uns Slaven! Wir Einzelne, denen es vergönnt war, an den Quellen westlicher Wissenschaft zu schöpfen, befreunden uns, zu den Unserigen heimgekehrt, nur schwer mit dem rauhen aber marktigen Wesen unsres Volkes. So lange wir jung sind, ist es uns schwer, den Maßstab, den uns die Freude an die Hand gegeben, auf die Heimath nicht anzuwenden, wenn wir es gleich an unsrem eigenen Innern erprobt haben, daß er für unser Wesen nicht ganz passe. Die rauhe Außenseite des Volkes fühlt sich schwer an, wenn man sich gewöhnt hat, über die glatten Linien der Kreise, innerhalb deren man sich im fernen Westen bewegte, leicht und widerstandlos hinwegzugleiten; das heimathliche Leben, dessen Poësie auch der flüchtige Fremde erkannte und würdigte, scheint uns so poesielos, daß wir uns Jahre lang nach den Auditorien der Universität und den ehrwürdig bestaubten Bücherschränken der Bibliotheken sehnen, in denen wir so manches Jahr verträumt hatten, nach den Kreisen von Gelehrten, Künstlern und Virtuosen, in welchen mitzureden uns Stolz und Freude war. Aber wir werden älter — das, wonach wir uns gesehnt, wird zur Erinnerung — wir werden ins hunte Getriebe des heimathlichen Lebens hineingezogen, dadurch mit dem eigenen Volke vertrauter: wir versöhnen uns mit der Heimath. Es giebt keinen Serben, dem das Wort „Wostok“, der Osten, nicht die zarteste Saite des Herzens berührte; der Osten, in den sich so mancher occidentalische Poet durch Reflexion verliebte, ist unsre Heimath; das Wort ist bei uns kein unbestimmter Begriff — unser Osten reicht nicht über die slavische Heimath hinaus — er ist identisch mit unsrer Vaterlande, in welchem jeder rechtgläubige Serbe natürlich auch Carigrad — Guer Konstantinopel — mit einschließt.

Doch zur Sache.

Wladyska Petar hatte erst sein neunzehntes Jahr vollendet, als ihn im Jahre 1830 der Tod seines Oheims, des Wladyska Petar I., zum Obersten, Priester und Herrscher der Zrnagora berief. Der Jüngling hatte sich zu dieser Rolle nicht vorbereitet; er war noch nicht einmal zum Priester geweiht — dies geschah erst nach Verlauf von drei Jahren zu St. Petersburg, wo er seine Erziehung erhalten hatte. Nachdem er die Regierung übernommen, fing er an seinen Wünschen zu leben; da in der Zrnagora nicht eben viel regiert werden kann, hatte er Muße genug, seinem Wissensdrange zu folgen. Die russische Literatur ist bekanntlich sehr reich an — mitunter guten — Elementarwerken über

alle Wissenschaften; aus diesen schöpfte er die erste Kunde von dem geistigen Fortschritte der Menschheit; den russischen Lehrmitteln folgten italienische und französische, in späteren Jahren wol auch deutsche. Begabt mit einem außerordentlichen Gedächtnisse bei großer Leichtigkeit des Begreifens, war er in wenigen Jahren in allen Fächern des humanistischen Wissens genügend orientirt. So weit fortgeschritten, fing er ein ernstes Studium der Poesie an; mit Puschkin und Mickiewicz, mit Homer und Dante war er gleich befreundet — sein Liebling und steter Begleiter in der Heimath und in der Fremde wurde und blieb Homer, in welchem er (wie Kobl richtig meldet) die Verklärung des heimathlichen Volkslebens zu erblicken wähnte.

Hatte auch der Bladyka schon zu Anfang der dreißiger Jahre in dem von ihm redigirten Jahrbuche „Orliza“ einige eigene Poesien drucken lassen, so war dies doch nur der kleinste Theil seiner damaligen Arbeiten, die durchaus nicht bestimmt waren, dem Publicum bekannt zu werden. Ohne eine Indiscretion zu begehen, darf ich erwähnen, daß sich darunter eine serbische Uebersetzung der drei ersten Bücher der Ilias im Metrum des serbischen Heldenliedes befand, die nach dem Anfange zu urtheilen viel versprach, aber aus Pietät gegen das unerreichbare Ideal des Dichters später den Flammen übergeben wurde.

Trübe heimathliche Verhältnisse ließen bis zu Anfang der vierziger Jahre der Poesie wenig Spielraum. Die Fehden mit den österreichischen Nachbarn waren zugleich mit vielen Zerwürfnissen der einzelnen Plemena (Sippen, Gentes) unter einander verknüpft, und es gehörte die ganze Energie des Bladyka dazu, denselben ein Ziel zu setzen. Mit schwerem Herzen erkannte er, der Verehrer Beccaria's und der Humanisten, daß ihre Theorien von Staat, Recht und Strafe auf sein Volk nicht anwendbar seien. Der Conflict, in welchen er dadurch mit sich und seinen bisherigen Ansichten gerathen war, stimmte den griechisch heitern, poesiereichen Mann so trübe, daß er sich erst nach jahrelangem Kampfe resignirte und mit sich selbst versöhnte, nachdem er den fremden Idealen entsagt und seinem eigenen Volke sich zugewandt hatte. Der Einfluß dieser Umstimmung war für seine Dichtung entscheidend; wol liebte er seine Lieblinge Homer und Puschkin nach wie vor, aber seine eigene Production wurde nicht mehr durch dieselben bestimmt — sie wurde durchaus volksthümlich.

In diesen Jahren des innern Kampfes und ein Denkmal der Versöhnung mit sich selbst entstand das didaktische Gedicht „Lutscha Mikrokosma“ (Belgrad 1845) — ein Beweis, daß der Poet in philosophischer Speculation kein Fremdling war. Freilich ist kein präcis bestimmter philosophischer Standpunkt darin ausgesprochen; aber es ist gewiß sehr erfreulich, wenn ein slavischer Fürst und Bischof der slavischen Kirche die Freiheit des Menschengeistes und des Gedankens als ein Moment der Göttlichkeit im Menschen anerkennt und preist.

Gleichzeitig mit diesem Lehrgedichte erschien ein größeres poetisches Werk Grenzboten. I. 1852.

des *Bladyka* unter dem Titel „*Ogledalo srbsko*“ (Belgrad 1845), ein Cyclus von 64 Heldenliedern, welche, dem Genius *Puschkin's* geweiht, eine poetische Darstellung der *znagorer* Geschichte bilden. Die Grundidee des Werkes bildet das Selbstbewußtsein dieses Häufleins von Serbenhelden, daß die Mission *Stefan Duschán's* nach dem Falle des serbischen Czarenthums auf die *Znagora* übergegangen sei: die *Znagora*, das einzige freie Land der Serben, sei bestimmt, der Vorkämpfer des Kreuzes und der Befreier des serbischen Stammes zu werden. Der beinahe fünfhundertjährige Kampf gegen den *Islam* wird dadurch gewissermaßen eine providentielle Nothwendigkeit, die Ausdauer des kleinen Häufleins eine Bürgschaft des endlichen Sieges.

Dieses Werk hatte einen außerordentlichen Erfolg, und stellte den Namen des *Bladyka* neben jenen des großen *Sima Milutinowitsch*. Dieser Erfolg wirkte doch auf den, durch sein Selbstbewußtsein gegen jede Anwandlung von Eitelkeit geschützten Dichter sehr wohlthätig und anfeuernd. Schon im nächsten Jahre wurde ein neues Werk „*Gorski wijenaz*“ (Wien 1847) vollendet. Eine neue Form, die dramatische, war dazu gewählt worden, die an *Puschkin's* „*Boris Godunow*“ erinnert; der Stoff, die Vernichtung der Türken in der *Znagora* in der Christnacht 1702, und die poetische Behandlung desselben sind durchaus volksthümlich. Ohne auf den Namen eines Drama's Anspruch zu machen, ist die dramatische Form in dem Gedichte auf eine meisterhafte Weise durchgeführt; es ist, was die Frische und Unmuth der Sprache und der Darstellung betrifft, der Tragödie von *Milutinowitsch* „*Obilitsch*“ ebenbürtig, welche letztere freilich als kunstgerechtes Drama durch Stoff und Handlung höher steht als der „*Gorski wijenaz*“ des *Bladyka*, welcher seine Dichtung selbst nur die Dramatisirung eines historischen Ereignisses nennt.

Im Jahre 1847 arbeitete der Dichter an einem neuen, in ähnlicher Form concipirten Gedichte: „*Stjepan Mali*“ (Agram 1851), dessen Sujet der bekannte Auenturier ist, der im Jahre 1767 unter dem Namen *Peter's III.*, Kaisers von Rußland, nach der *Znagora* kam, und, obwol die Kaiserin *Katharina* die *Znagorer* durch einen eigenen Gesandten, Fürsten *Dolgoruky*, vor ihm, als einem Betrüger, warnen ließ, bloß durch den magischen Namen eines „rechtgläubigen Czaren“ dieses sonst so ungefügige Volk sieben Jahre lang beherrschte, bis er 1774 von einem Griechen, den der Pascha von *Skadar* (*Scutari*) dazu gedungen hatte, im Kloster *Brtschela* ermordet wurde. Ich bedaure, aus diesen beiden Werken keine Auszüge mittheilen zu können; der Dialog ist mit specifisch *znagorischen* Begriffen und Ausdrücken so durchflochten, daß eine Uebersetzung ohne umfänglichen Commentar unverständlich sein müßte, durch einen Commentar aber, fürchte ich, ziemlich ungenießbar gemacht würde. Vielleicht komme ich jedoch ein andermal darauf zurück.

Das letzte veröffentlichte Werk des *Bladyka* sind zwei kleine Epen: „*Kula*

Dnrschischitscha i tshardak Aleksitscha godine 1847“ (Wien 1850), welche, im Style unsres Heldenliedes gehalten, zwei Zrnagorer Heldenthaten aus dem Jahre 1847 feiern. Außer diesen bereits gedruckten Poesien hinterläßt der Bladyka zahlreiche lyrische und epische Dichtungen, welche jedoch nicht für die Publicität bestimmt sind, da der Dichter an sich selbst eine strenge Kritik übte, und nur das veröffentlichte, was er mit gutem poetischem Gewissen zu dürfen glaubte.

Fassen wir seine ganze dichterische Thätigkeit in einen Rahmen, so müssen wir auch jetzt, wo der Bladyka aller Liebe und Freundschaft durch ein allzufrühes Grab entrückt ist, wiederholen, was wir hier schon einmal gesagt haben, daß er ein bedeutendes poetisches Talent gewesen, und nicht nur in einer verhältnißmäßig so wenig entwickelten Literatur, wie die serbische, sondern in jeder europäischen Literatur eine ehrenvolle Stelle eingenommen hätte.

Er war eine durch und durch poetische Natur — freilich darf man bei einem Serben keine Sentimentalität und kindliche Gemüthlichkeit suchen; — Alles an und in ihm war Kraft, männliche Stärke; ich, der ich ihn Jahre lang kannte, habe nie an ihm eine Anwandlung von unmännlicher Schwäche bemerkt. Freundlich, heiter, leutselig, war bei ihm von dem geistlichen Hochmüthe anderer Kirchenhäupter und von dem höchst weltlichen Dünkel kleiner Fürsten keine Spur zu finden. Er lächelte oft über die Verlegenheit der Touristen, wenn sie nach einem Titel suchten, ihn zu begrüßen; es war ihm gleichgiltig, ob ihn Jemand mit dem Titel „Hoheit“ — welcher ihm in russischen officiellen Schriften gegeben wurde — oder mit dem simplen „Herr“ anredete; sein Volk nannte ihn einfach „Gospodar“, Herr, und die österreichische Diplomatie hatte gar keinen Namen für ihn, worüber er sich oft lustig machte.

Wer ihm achtungsvoll, aber mit offener freier Stirn entgegenkam, wurde in Zetinja gern gesehen, und Mancher wird sich gewiß der Stunden erinnern, die er in der Gesellschaft des Bladyka mit traulichem und anregendem Gespräche verlebte. Der Bladyka liebte es, von Literatur, besonders von Poesie zu sprechen; sah er, daß sein Gast Sinn dafür hatte, so lenkte er das Gespräch auf die Poesie des eigenen Volkes, recitirte interessante Volkslieder, commentirte sie, und lehrte den Fremden sie genießen. Nächstdem sprach er sehr gern über Geschichte; die im Westen so wenig bekannte slavische Geschichte war in seinem Munde ein Epos, das er wie ein griechischer Rhapsode recitirte. Besonders geläufig war ihm die russische und serbische Geschichte, welcher er die gründlichsten Studien gewidmet hatte.

Es bedarf wol nicht erst der Erwähnung, daß er mit ganzem Herzen Slave war. Wie jeder Zrnagorer liebte auch er die „goldene“ Freiheit seiner Berge; aber von der geschwägigen Schönrednerei des europäischen Doctrinarismus wollte er eben so wenig hören, als von aller octroyirten Freiheit der civilisirten Welt.

Er war mehrmals in Rußland gewesen, und kannte dort Land und Leute, wie in Deutschland und Italien — er liebte die, wie er sagte, nach deutschen Originalen geformte Bureaucratie Rußlands nicht; aber es war seine felsenfeste und oft geäußerte Ueberzeugung, daß die Gesellschaft als solche in keinem europäischen Lande sich so frei bewege und entwickle, als in dem so verrufenen Rußland. Ueberhaupt kennt der Zrnagorer keine Furcht vor der bei Ihnen so entsetzlich geschilderten Despotie des russischen Gouvernements; laßt ihm das Haus, die Familie, die Commune so frei, wie sie in der Zrnagora und in Rußland ist — nach dem Uebrigen, den staatlichen Institutionen fragt er wenig. — So war denn auch der Bladyka wirklich Panславist, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das Slaventhum nur mit und durch Rußland zur Einheit, durch diese allmählich zur Freiheit und zur „Erfüllung seiner Sendung“ geführt werden könne.\*)

Aus Vorstehendem ist es daher leicht begreiflich, warum der Bladyka sein im vorigen Jahre abgefaßtes Testament beim russischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, bei der russischen Gesandtschaft in Wien und beim russischen Consul in Ragusa deponirt, und den Letztgenannten zum Vollzieher seines letzten Willens gemacht hatte. Rußland ist der einzige Staat, der die Zrnagora als souverainen Staat anerkannte, und seine Diplomatie dem Bladyka zur Disposition stellte; wollten ja doch die Andern mit dem Bladyka, den sie für eine Espèce von europäischem Tameameha hielten, in keine diplomatische Verbindung treten, obwol zuvor Oestreich seine wohlgeführten Schläge auf die Bocche di Cattaro schwer genug gefühlt hatte, und Ursache gehabt hätte zu wünschen, in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu demselben zu stehen.

Doch um zum Bladyka zurückzukehren, habe ich noch zu bemerken, daß er sich in den letzten Jahren durch eine Verkühlung in Wien die Schwindsucht zugezogen hatte. Obwol er von der Unheilbarkeit des Uebels überzeugt war, reiste er seit dem vorigen Winter in Italien, um dem Wunsche seiner Verwandten zu entsprechen, und unter dem mildern Himmel Linderung zu suchen. Die Sehnsucht nach der Heimath führte ihn im October zurück. Sein Geist hatte sich nicht beugen lassen, aber sein Körper erlag. Dieser Mann, dessen Jupitergestalt und antike Schönheit so manchen Blick auf sich gezogen hatte, glich nur noch einem Schatten, als er in Zetinja ankam. Er fühlte sein Ende nahen, traf selbst alle für diesen Fall nothwendigen Anstalten, und am Morgen des 19/31. Octobers hauchte er mit der Ruhe des Weisen und in dem Bewußtsein eines wohlangewandten Lebens seinen Geist aus.

\*) Außer einigen jungen Leuten, welche durch ihren Aufenthalt in den westeuropäischen Ländern mit dem Leben der dortigen politischen Parteien bekannt wurden, und nach diesem Maßstabe die heimathlichen Zustände messen, theilt das ganze serbische Volk die zuvor geäußerte Ansicht. — Ich werde in nächster Zeit darüber in diesen Blättern sprechen, und wünsche, daß der freundliche Leser dieses Fact anerkenne, wie ich selbst es anerkennen mußte.

Sein Bruder, Pero Petrowitsch Njegosch, Fürst und ehemaliger Officier Rußlands, übernahm die Regentschaft für seinen dreizehnjährigen Neffen, Daniel Petrowitsch Njegosch, den der verstorbene Bladyka zum Nachfolger erklärte, und nach Rußland sandte, damit er dort, nach Vollendung seiner Studien, zum Bladyka geweiht werde. Da sich von dem Knaben jetzt noch wenig sagen läßt, so ist auch jede Vermuthung über die nächste Zukunft der Zrnagora unnütz. Vor der Hand hat man nur daran festzuhalten, daß die Zrnagora eine ganz unschätzbare Position Rußlands im adriatischen Meere ist, und ich glaube nicht, daß diese Stellung Rußland streitig gemacht werden könne. So wenigstens stellt sich die Sache dar, wenn man die menschlichen Dinge so faßt, wie sie sind, und nicht, wie wir sie zu sehen wünschen.

## Ein deutscher Gelehrter als Farmer in Texas.

### 2.

So war ich Gehilfe eines Farmers geworden. Meine erste selbstständige Arbeit bestand im Aufbau einer Fence, welche ein neues Feld meines Schwagers gegen Schweine, Kühe und Pferde schützen sollte. Da in Texas, wie in den meisten Staaten Amerika's, der nicht angebaute Grund das angebaute Land sehr an Flächeninhalt übertrifft, und Menschenwerk theuer, Holz aber wohlfeil ist, so giebt man den Viehherden keine Hirten, sondern läßt sie frei umherschweifen und nach eigenem Belieben ihre Weideplätze wählen, schützt aber die Felder durch Umzäunungen vor ihnen. Die gewöhnlichste Art ist die Niegelumzäunung (rail fence), doch hat man auch angefangen, lebendige Bäume, namentlich von einer Art Acacie, anzupflanzen; häufiger als diese letzteren sind die Picket Fences; bisweilen findet man auch rohes Gitterwerk.

Da der Fencebau meine erste Heldenthat war, möge mir der Leser gestatten, mit einiger Ausführlichkeit die Arbeit zu beschreiben. — Die Niegelfences erfordern viel Holz, aber wenig Arbeit. Da in der Gegend des Mill Creek kein Mangel an Holz, hingegen Mangel an Arbeitskräften ist, so wurde diese Art von Fence bei uns für die zweckmäßigste gehalten. Von einem benachbarten Farmer hatte mein Schwager einen Negerclaven gemiethet, der uns der mühseligen Arbeit des Baumfällens und Niegelspaltens überhob, so daß für uns nur das Anfahren und Legen der Niegel übrig blieb. Anfangs besorgte ich in Gemeinschaft mit einem Gehilfen meines Schwagers die erste Arbeit durch ein Gespann Ochsen; als aber nach einigen Tagen eine hinlängliche Anzahl von Niegeln angefahren war, überließ ich das Anfahren dem Gehilfen, und begann die Fence abzustecken,